

Geteilte Sorgen trotz gespaltener Möglichkeiten Erwartungen junger Menschen an die Zukunft

Philipp Ikrath

Bevor man sich der Frage zuwendet, welche Erwartungen junge Menschen an die Zukunft haben, ist zuerst danach zu fragen, in welchem zeitlichen Resonanzraum sie sich überhaupt bewegen und welche historischen Epochengrenzen gleichfalls den Horizont ihres Denkens abstecken. Welche vergangenen wie zukünftigen Zeiträume sind für sie also subjektiv bedeutsam? Dem vorauszuschicken ist, dass die im Folgenden skizzierten Entwicklungen nicht exklusiv auf die Generation der heute unter 30-jährigen beschränkt bleiben, sondern gesamtgesellschaftlich relevant sind. Dennoch treten sie in dieser Generation besonders augenfällig ans Tageslicht, schließlich prägt die Gegenwart in besonderem Ausmaß jene, die sie noch mitten im Prozess der persönlichen Entwicklung erleben. Und junge Menschen verfügen, so banal das auch klingen mag, naturgemäß über keinerlei unter anderen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erworbenes Erfahrungswissen.

Jugendliche und junge Erwachsene legen insgesamt eine starke Gegenwartsorientierung an den Tag. Traditionen spielen für sie kaum eine Rolle, auch wenn in den letzten Jahren immer wieder Stimmen laut werden, die (oft auch aus politischem Kalkül) eine Retraditionalisierung der Gegenwartsjugend proklamieren. Ein solcher angeblicher Mentalitäts- oder Wertewandel wird unter anderem daraus abgeleitet, dass verschiedene Jugendstudien (auch die Jugend-Wertestudie 2011 des Instituts für Jugendkulturforschung) eine Zunahme der Wichtigkeit der Familie über die letzten 20 Jahre feststellen. Bei genauerem Hinsehen erkennt man aber, dass dieser Bedeutungszuwachs weniger einen zunehmenden Konservatismus offenlegt als vielmehr den steigenden subjektiven Wert eines bedrohten Gutes aufzeigt.

Ein ähnliches Phänomen der Aufwertung knapper Güter (das gilt auch für deren immaterielle) beobachten wir, wenn Jugendliche in internationalen Vergleichsstudien den Wert der Arbeit gerade in Ländern mit hoher Jugendarbeitslosigkeit als hoch, in solchen mit niedriger Jugendarbeitslosigkeit hingegen als niedrig einschätzen.

Die Vergangenheit: Jugend ohne Einfluss

Die Vergangenheit, zumindest jene, die sie nicht aus unmittelbarem eigenen Erleben kennen und fassen können, ist für junge Menschen weder Ballast noch Ressource, derer man sich bedienen könnte, um aus ihr Lehren für das eigene Leben abzuleiten. Sie spielt schlicht keine Rolle mehr. Einen Hinweis darauf, warum dies so sein könnte, findet man bei der amerikanischen Ethnologin Margaret Mead. In ihrem bereits 1970 erschienen Buch „Culture and Commitment“ (deutsch: Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild) setzt sie sich mit der Entwicklung von Zivilisationen und unter anderem mit den damit einhergehenden Machtverhältnissen zwischen Jung und Alt auseinander. Zentral in ihrem Konzept ist das Tempo der Entwicklung von Wissensbeständen. Solche Entwicklungen verlaufen laut Mead in drei Phasen, wobei die jeweils aktuelle Phase ihre Vorstufen aber nicht spurlos ablöst. Vielmehr verläuft der Prozess insofern evolutionär, als der Status Quo immer auch Merkmale der eigenen Vergangenheit in sich trägt, auch wenn diese zunehmend in den Hintergrund treten und kulturell an Bedeutung verlieren. (vgl. Mead 1973)

Traditionelle Kulturen bezeichnet Mead als postfigurative Kultur. Solche Kulturen kennzeichnet ein verhältnismäßig langsamer Zuwachs an Wissen und eine große Konstanz innerhalb der jeweils verfügbaren Wissensbestände. Ihre Angehörigen berufen sich auf einen durch Tradition überlieferten, oft mythologischen Erkenntnisschatz, der von Generation zu Generation weitestgehend unverändert weitergegeben wird. Einmal Gelerntes behält somit über die gesamte eigene Lebensspanne hinweg seine Gültigkeit. In einer solchen Kultur lernen die (unerfahrenen) Jungen von den (erfahrenen) Alten. Alte Menschen genießen hier großen Respekt und können in allen Fragen des praktischen Lebens konsultiert werden. Da sich die Gegenwart nur unwesentlich von der Vergangenheit unterscheidet, solche Kulturen also als statisch beschrieben werden können, gelten die Lösungskonzepte der Vergangenheit in der Gegenwart noch genau so wie ehemals. Da sich Vergangenheit und Zukunft nicht voneinander unterscheiden geht der postfigurative Mensch davon aus, dass die Zukunft nicht viel Neues bringen und sich ihrerseits von der Gegenwart kaum unterscheiden lassen werde. (vgl. Mead 1973)

Die darauf folgende Stufe nennt Margaret Mead „kofigurativen Kulturen“. Hier geht der kulturelle Wandel zwar schneller vor sich als in postfigurativen Kulturen, er bleibt aber überschaubar genug, um sich an der eigenen Generation orientieren zu können. Man geht



zwar nicht mehr davon aus, dass sich Gegenwart und Zukunft gleichen würden, der Wandel erscheint aber als kontrollierbar, wodurch sich die Zukunft letztlich nur als eine optimierte Gegenwart darstellt. Demzufolge herrscht insbesondere in kofigurativen Kulturen ein expliziter Zukunftsoptimismus vor. (vgl. Mead 1973)

Die Zukunft: Jugend ohne Vorbilder

Auf die kofigurative folgt schlussendlich die präfigurative Kultur, deren Eintritt Mead sich in den 1970er-Jahren entfalten sieht. Präfigurative Kulturen sind durch rasenden Wandel gekennzeichnet. (vgl. Mead 1973) Betrachtet man den (zumindest quantitativen) Wissenszuwachs und die immer kürzer werdende Halbwertszeit von Wissen in der Gegenwart, so ist man geneigt, ihrer Diagnose zuzustimmen. Besonders deutlich zeigt sich das präfigurative Element im Feld der Technologie. Die schulischen Informatik-Lehrpläne der späten 1990er-Jahre sind heute nicht nur buchstäblich aus dem letzten Jahrhundert, die Rechenleistung der damaligen Computer wird inzwischen von winzigen Mobiltelefonen bei Weitem übertroffen. Ähnlich verhält es sich mit der Popkultur, in der der letzte Schrei ebenso schnell verklingt, wie er zuvor von der postmodernen Kulturindustrie mittels raffinierter Marketingstrategien zum nächsten Hype aufgeblasen wurde.

Eine solche Kultur ist durch zweierlei gekennzeichnet: Erstens entgleitet ihren Angehörigen das Gefühl der Vorhersehbarkeit und der Planbarkeit von Zukunft. (vgl. Mead 1973) Gilt in der Postfigurativität noch das Prinzip Zukunft = Gegenwart, in der Kokonfigurativität Zukunft > Gegenwart, so gilt inzwischen nur mehr Zukunft ≠ Gegenwart. Worin sich das Morgen vom Heute unterscheiden könnte, ob es besser oder schlechter sein wird als eben dieses Heute, vermag niemand verlässlich zu prognostizieren. Der deutsche Soziologe Heinz Bude beschreibt diese zunehmende Ungewissheit in seinem Buch „Die Ausgeschlossenen“ wie folgt: „[Die] soziale Stufenleiter ist überhaupt glitschiger geworden. Der Absturz scheint von überall möglich. Natürlich gibt es schützende Ressourcenausstattungen in Form von Vermögensrücklagen, Bildungstiteln und nützlichen Freunden, aber das Vertrauen, der Lebensverlauf halte sich im Positiven wie im Negativen im Rahmen erwartbarer Wahrscheinlichkeiten, ist offenbar abhanden gekommen.“ (Bude 2008:33) Das bedeutet nicht, dass die Zukunft in der Vergangenheit tatsächlich minutiös geplant werden konnte. Dem modernen Menschen kommt aber das Zutrauen in die eigene Selbstwirksamkeit



insofern abhanden, als er nicht einmal mehr der beruhigenden Illusion von Planbarkeit erliegt.

Zweitens verschiebt sich zumindest die kulturelle Meinungsführerschaft zunehmend von den Alten zu den Jungen. Auch wenn junge Menschen (heute genau so wenig wie früher) über keinerlei Macht in Politik und Wirtschaft (es sei denn als jene Zielgruppe, die die Trends setzt) verfügen, so orientieren sich ältere Menschen in vielen Lebensbereichen an jüngeren, was ein historisch neuartiges Phänomen darstellt. Anders als früher ist das Jugendalter keine kurze Phase des Übergangs von der Kindheit zum Erwachsenenalter mehr, Jugendlichkeit an sich ist zu einem Ideal geworden, dem man so lange wie möglich anhängt und nachzueifern sucht. Typisch jugendliche Eigenschaften wie Flexibilität und Belastbarkeit gehören (anders als postfigurative Tugenden wie Weisheit, Lebenserfahrung oder Besonnenheit) heute in jede bessere Stellenausschreibung. Kontinuität ist als Statik verschrien, permanente Veränderung (auch das ein ehemals typisches Privileg der Jugend) wird als das neue Leitbild einer gelungenen Lebensgestaltung eingeführt. Junge Gesichter strahlen uns von jedem Werbeplakat entgegen und Menschen weit jenseits der 60 bezeichnen sich selbst als „Junggebliebene“. Das Prädikat „alt“ wird überhaupt nur mehr pejorativ gebraucht. Dies ist, kurz skizziert, die kulturelle Herrschaft der Gegenwartsjugend.

Aus diesen Ausführungen wird aber auch deutlich, dass innerhalb einer Gesellschaft mehrere kulturelle Schemata parallel nebeneinander existieren können, ja dass dies sogar den Normalfall darstellt. Innerhalb unterschiedlicher gesellschaftlicher Teilbereiche dominieren nach wie vor unterschiedliche kulturelle Paradigmen. Das Postfigurative besteht auch in Kulturen mit ansonsten präfigurativem Mainstream fort: So lässt sich etwa die katholische Kirche immer noch weltweit ziemlich eindeutig der Sphäre der postfigurativen Kultur zuordnen.

Exkurs: Ende des Generationenkonflikts in der präfigurativen Kultur?

Eine Frage, die gerade im Rahmen der Krisenerfahrungen der letzten Jahre immer wieder diskutiert wird, ist jene nach der scheinbaren Passivität der jungen Generation angesichts der Herausforderungen, die ihrer harren, angefangen bei der Frage nach der Zukunft der Sozialsysteme bis hin zum Klimawandel. Wo, so wird gefragt, entfalte sich das Protestpotential der Jugend? Was ist los mit dem „kommenden Aufstand“, wie ihn das

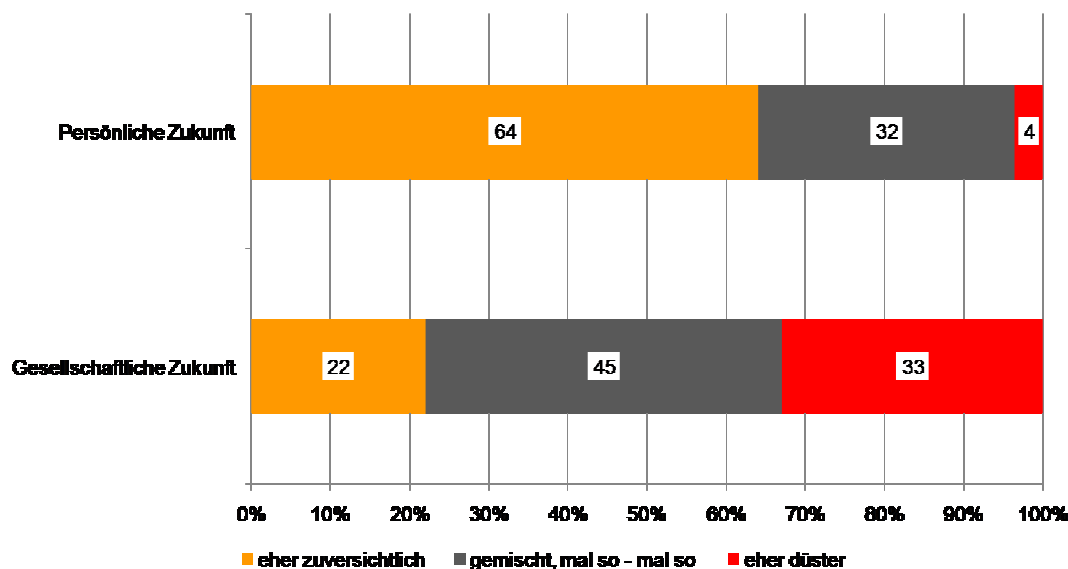
französische Comité invisible in seinem vielbeachteten Essay aus dem Jahr 2007 heraufbeschwört? (vgl. Unsichtbares Komitee 2010) Und obwohl junge Protestbewegungen von Chile bis Israel, von der weltweiten Occupy-Bewegung bis hin zu Die Uni brennt! in Österreich, das Vorurteil einer protestmüden Generation zumindest etwas relativiert haben, ist doch das Fehlen eines gewissermaßen institutionalisierten Generationenkonflikts auffällig. Mit Ausnahme der Occupy-Bewegung, die sich nicht davor gescheut hat, eine andere Gesellschaftsordnung einzufordern, lösten diese Aufbegehren meist ganz konkrete Missstände aus, die in der unmittelbaren Lebenswirklichkeit der Teilnehmenden wurzelten. Das Anliegen, die Gesellschaft fundamental zu verändern, taucht, wenn überhaupt, nur am Rande auf. Meist entzündeten sich diese Proteste an Fragen der höheren Bildung, die Protestbewegungen wurzelten demgemäß in den urbanen Mittelschichten.

Zumindest einige Gründe für das Fehlen eines offenen Generationenkonflikts lassen sich aus dem Übergang von einer ko- zu einer präfigurativen Kultur ableiten. Erstens hat die Überzeugung, dem schnellen und globalen Wandel als einzelner innerhalb einer individualisierten Gesellschaft etwas entgegenzusetzen zu können, drastisch abgenommen. Junge Menschen glauben überwiegend nicht mehr, mit der „Macht der Straße“ gegen die Macht transnationaler Konzerne und der etablierten Politik ankommen zu können. Zweitens sehen sie auch keinen fundamentalen Antagonismus zwischen der eigenen Generation und jener ihrer Eltern. Ein institutionalisierter Generationenkonflikt im Sinne eines universellen „Wir Jungen gegen die Alten“ bedarf der Wahrnehmung unüberbrückbarer Differenzen sowohl auf der Werteebene (konservative vs. progressive Werte) als auch auf der Ebene des ästhetischen Ausdrucks (Spießer vs. Hippies, Punks etc.). Diese Differenzen werden aber durch den toleranten, vielleicht auch nur ambivalenten, Erziehungsstil bzw. die Aneignung jugendkultureller Stile durch Erwachsene und die Vereinnahmung rebellischer Ästhetiken durch die kommerzielle Massenkultur verwischt. Daraus ergibt sich die Frage, inwieweit die heute Erwachsenen überhaupt noch als klassische Autoritäten, an denen man sich abarbeiten könnte, wahrgenommen werden. Pointiert formuliert bedeutet das, dass der zumindest symbolische Machtgewinn der jungen Generation dazu geführt hat, dass die Elterngeneration nicht mehr als eine ernstzunehmende Bedrohung angesehen wird, sondern als eine Generation hoffnungslos altmodischer, dabei aber liebenswert schrulliger Menschen, deren Lebenskonzepte man eben so hinnimmt, wie man die eigenen für überlegen hält.

Wo verläuft der Spalt in der Zukunft?

Der Blick junger Menschen auf die Zukunft ist einer, der sich ganz im Sinne der Postmoderne, die das „Entweder – Oder“ scheut und durch ein „Sowohl als auch“ ersetzt, lesen lässt. Fragt man Jugendliche und junge Erwachsene in Österreich, wie sie sich ihre persönliche Zukunft vorstellen und was sie sich von jener der Gesellschaft erwarten, erkennt man, dass sich persönliche und gesamtgesellschaftliche Zukunftserwartungen weitestgehend voneinander entkoppelt haben. Der persönlichen Zukunft blickt man rosiger, der gesellschaftlichen hingegen tiefschwarz entgegen. Die Vorstellung, dass die jeweils eigenen Perspektiven eng mit jenen des Gemeinwesens verknüpft sind, gilt für junge Menschen nicht mehr, wie Abbildung 1 zeigt. Rund zwei Drittel sind in persönlicher Hinsicht zuversichtlich, rund ein weiteres Drittel gibt sich abwartend, lediglich ein verschwindend geringer Anteil hat explizit pessimistische Zukunftsaussichten. Im Gegensatz dazu sieht lediglich ein Fünftel der jungen Österreicherinnen und Österreicher der Zukunft der Gesellschaft optimistisch entgegen, ein Drittel übt sich in Zukunftspessimismus.

Abbildung 1: Zukunftserwartungen Jugendlicher und junger Erwachsener in Österreich



Quelle: Institut für Jugendkulturforschung: Jugend-Wertestudie 2011, repräsentativ für 14- bis 29-jährige in Österreich, n=1.500; Angaben in Prozent



Interessant dabei ist, dass es in dieser Frage keine signifikanten Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen oder privilegierten und weniger privilegierten Befragten gibt. Der Spalt in der Zukunft verläuft nach Ansicht der Jungen also nicht zwischen reichen und armen Ländern oder Bevölkerungsgruppen und auch nicht zwischen der totalen „Vernichtung“ und dem universalen „guten Leben“, wie es im Untertitel zum 24. kulturanthropologisch-philosophischen Canetti-Symposium heißt. Die Bruchlinie verläuft zwischen dem Individuum und der Gesellschaft: Das gute Leben blüht einem selbst, die Vernichtung droht allen anderen.

Verkennen, Bestreiten, Verleugnen: Mögliche Gründe für die gespaltene Wahrnehmung

An diesem Punkt stellt sich natürlich die Frage, welche Gründe für die zunehmende Entkoppelung der persönlichen und der gesellschaftlichen Zukunftsperspektive in Frage kommen. Hier bieten sich insgesamt drei Möglichkeiten an: Verkennen, Bestreiten oder Verleugnen eines Zusammenhangs zwischen der eigenen Zukunft und jener des Gemeinwesens.

➔ Verkennen: Nichtwissen um Zusammenhänge

Der nächstliegende Grund wäre eine Erklärung im Chor des Requiems über das vermeintliche Desinteresse junger Leute an Politik. Ein Mensch, der nicht zumindest im Groben über politische Zusammenhänge informiert sei, könne überhaupt nicht auf die Idee kommen, dass sich Vorgänge auf der gesellschaftlichen Metaebene auch auf das eigene Leben auswirken. Nun ist der Vorwurf der gesellschaftlichen Entpolitisierung kein ganz neuer. In seinem 1956 erschienenen Roman „Die Dämonen“, der ebenso wie Canettis „Masse und Macht“ durch den Brand des Wiener Justizpalasts 1927 inspiriert wurde, schreibt der österreichische Schriftsteller Heimito von Doderer: „Die sogenannten ‚Gesinnungen‘ waren eben 1926 noch vielfach wirkliche Meinungen und Überzeugungs-Sachen in weit höherem Grade wie heute, wo diese entleerten Gebilde nicht nur Schutzschilde für das persönliche Fortkommen abgeben müssen (was so schlimm ja nicht ist), sondern Blenden für Affekte, und kaum mehr ganz normale.“ (Doderer 2005:571) Während also 1926 noch „echte Gesinnungen“ zu finden gewesen seien, bestünden diese nunmehr lediglich als Hülsen fort. Im Jahr 2012 stellen wir fest, dass Gesinnungen heute nicht einmal mehr als leere Hüllen bestehen, sondern dass zumindest junge Menschen mit Gesinnungen im Sinne



von kohärenten, kollektiv geteilten Vorstellungskomplexen überhaupt nichts mehr anzufangen wissen. Besonders plastisch tritt dies dann zutage, wenn etwa die Verortung eines bestimmten Weltbildes innerhalb des traditionellen Links-Rechts-Schemas nur mehr auf Basis einer zustimmenden bzw. ablehnenden Haltung gegenüber Zuwanderung getroffen wird.

➔ **Bestreiten: In-Abrede-Stellen aller Zusammenhänge**

Denkbar ist außerdem, dass junge Menschen heute in einem derartig hohen Ausmaß individualisiert, das bedeutet dermaßen stark von ihrer eigenen Selbstbestimmung überzeugt sind, dass sie einen wie auch immer gearteten Zusammenhang zwischen der persönlichen und der gesellschaftlichen Entwicklung schlichtweg bestreiten. In diesem Bild muss das Vorhandensein einer Entität wie „Gesellschaft“ (die dann nur eine Zusammenballung vereinzelter Individuen sein könnte) überhaupt und damit auch eine Zugehörigkeit dazu in Abrede gestellt werden. Damit wäre auch ein etwaiger Zusammenhang der persönlichen und einer gesellschaftlichen Entwicklung obsolet. Einer solch radikalen Individualisierungsthese dürften wohl die wenigsten jungen Menschen anhängen, dennoch haben abstrakte Gruppen viel an Identifikationspotential eingebüßt. Der individualisierte Mensch fühlt sich weniger den traditionellen Institutionen der Wertevermittlung, den Religionsgemeinschaften, Parteien etc. verbunden als vielmehr den Lebensstilgruppen, denen er sich zugehörig fühlt. Ein gemeinsamer Musikgeschmack und andere geteilte Freizeitvorlieben sind für Jugendliche viel stärker gemeinschaftsstiftend als übereinstimmende Weltanschauungen und Gesellschaftsbilder.

➔ **Verleugern: Nichtwahrhabenwollen der Zusammenhänge**

Schließlich und endlich besteht noch die Möglichkeit, dass man sich eines Zusammenhanges zwischen der gesellschaftlichen und der persönlichen Perspektive zwar implizit bewusst ist, dass man diesen aber nicht wahrhaben möchte. Der Rettungsanker vor der totalen Resignation angesichts der Apokalypse ist hier ein verzweifelter Zweckoptimismus, wie er im allgegenwärtigen Zwang zum „positiven Denken“ allorts zum Ausdruck kommt. Folgt man dieser Logik bleibt dem individualisierten Menschen gar nicht viel anderes übrig, als sich demonstrativ der eigenen Selbstwirksamkeit zu versichern, da er sich von der Gesellschaft im Stich gelassen fühlt und sich von ihr bzw. deren institutionellen

Vertretern kaum mehr Hilfe erwartet. Die verdrängten negativen Zukunftserwartungen, sich selbst betreffend, werden also auf den Gemeinkörper projiziert: Nach mir die Sintflut. Dass sich junge Vertreter einer solchen Gegenwartsdiagnose resigniert von der Politik abwenden, ist wenig überraschend. Das Versprechen des guten Lebens unter der Bedingung, sich den Systemanforderungen der Leistungsgesellschaft unterzuordnen, ist in zahlreichen Ländern bereits gebrochen worden. Anderswo steht es zur Disposition. Stattdessen wird die junge Generation von einer mehr als ungewissen Zukunft, in deren Namen heute schon einschneidende politische Maßnahmen getroffen werden, in Geiselschaft genommen.

Ob einer, und wenn ja welcher, dieser Gründe für das Auseinanderdriften persönlicher und gesellschaftlicher Zukunftserwartungen verantwortlich ist, kann an dieser Stelle nicht letztgültig beantwortet werden. Genau so wenig wie andere Jahrgänge, Generationen oder, um es technisch auszudrücken, Alterskohorten, sind Jugendliche und junge Erwachsene als ein monolithischer Block gemeinsamer Werte, Lebenseinstellungen und Lebensstile vorzustellen. Wahrscheinlich sind deren Werte und Lebenswirklichkeiten sogar vielfältiger als jene vorangegangener Generationen. Möglicherweise spielt das eine Motiv in dem einen Milieu, ein anderes in anderen Milieus eine größere Rolle. Vielleicht sind aber auch alle drei Gründe in jeweils unterschiedlichen Kombinationen für dieses Phänomen verantwortlich. Was bleibt, ist die gespaltene Zukunft und die Einsamkeit derer, die ihr entgegengehen, mit dem Rücken voran.

Literatur

Bude, Heinz: Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft. München 2008

Doderer, Heimito von: Die Dämonen: Nach der Chronik des Sektionsrates Geyrenhoff. München 2005

Mead, Margaret: Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild. Olten 1973

Unsichtbares Komitee: Der kommende Aufstand. Hamburg 2010

AutorInnen-Info:

Mag. Philipp Ikrath ist seit 2005 in der Jugendforschung tätig und leitet seit 2007 das Department Hamburg des Instituts für Jugendkulturforschung. Er ist u.a. Co-Studienleiter der vom Institut für Jugendkulturforschung im Auftrag des ORF durchgeführten Publikumsratstudie 2010 sowie der von der AK Wien beim Institut für Jugendkulturforschung beauftragten „Österreichischen Jugend-Wertestudie 2011“.

Kontakt: pikrath@jugendkultur.at